

Diesen Versuch zur Einbindung der Leitbild-Realisierungsproblematik in die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen (als einer Geschichte von Reduktionen, von Leitbildannäherungen und -vermischungen) hält Kähler auch in seinen Falluntersuchungen durch: Seiner sozialhistorischen Sichtweise entspricht seine Bewertung der jeweiligen architektonischen Praxisformen. So vermeidet er eine Gleichsetzung von »Funktionalismus = Modernität = Fortschritt = positive Bewertung«. Indem er vielmehr an die Architektur »die Frage ihrer Verstehbarkeit und damit ihres Akzeptierens durch die Bewohner« stellt, wobei er fast provozierend von der Voraussetzung ausgeht, daß die Ungleichzeitigkeit im gesellschaftlichen Bewußtsein »recht, nicht übel« sei (S. 431), gewinnen beispielsweise die Hamburger architektonischen Mischformen eine spezifisch soziale Relevanz.

Während Kähler die Hamburger Bauweise als »stilistische Offenheit, gebunden in der Einheit des Materials« und als »bejahte Vielfalt« kennzeichnet, hebt er bei den berühmten Frankfurter Siedlungen hervor, daß dort das in der Architektur versinnbildlichte Gleichheitsideal doch letztlich sehr abstrakt geblieben sei. »Die Ästhetik des Massenwohnungsbaus im Neuen Bauen [. . .] konnte also trotz des unzweifelhaften sozialen Engagements ihrer Architekten nicht die Schwelle zum eigentlichen Betroffenen dieser Architektur überwinden, zum Bewohner und dessen Bedürfnissen auch in ästhetischer Hinsicht. Das darin ausgedrückte Gleichheitsideal blieb abstrakt, mußte es bleiben, solange die sich in den Fassaden artikulierende Askese einen Anspruch stellte, den die Bewohner nicht erfassen konnten: für sie hatte die ›Askese‹ keine Bedeutung, solange die bürgerlichen Errungenschaften (auch des materiellen Besitzes) unerreichbarer Wunschtraum waren« (S. 290). Auch wer dieser Beurteilung zustimmt, wird trotzdem bei entsprechenden empirischen Recherchen feststellen müssen, daß die Menschen in diesen Siedlungen doch schließlich gerne gewohnt haben, daß sie sich diese Siedlungen »in ihrer Weise« angeeignet haben, ja vielleicht sogar – so sollte man im Sinne Käblers sagen – *trotz bzw. ungeachtet* der asketisch wirkenden, teilweise extrem funktionalistischen Architektur (wie vor allem in Frankfurt-Westhausen). Schließlich vergleicht Kähler diese Frankfurter Siedlungen mit den ebenfalls berühmten Wiener Wohnhöfen. Allerdings vermißt man hier eine (kritische) Rezeption bestimmter neuerer Forschungsergebnisse, vor allem über die Bewohnerschaft selbst (Pirhofer/Sieder). So geraten einige Aspekte des Aneignungsprozesses der Wiener Wohnhöfe durch die Bewohnerschaft in Käblers Arbeit zu kurz, vor allem eben die (Neu-)Stabilisierung der »geschlossenen Kleinfamilie«, aber auch die vielfältigen Formen der politischen Kultur. Zusammenfassend gesehen ist dieses anregend geschriebene Buch besonders für Sozialhistoriker/innen zu empfehlen, die sich mit den Siedlungen der zwanziger Jahre als den bedeutsamen Modellen und Prototypen für zeitgemäßes »soziales Wohnen« beschäftigen wollen. – Das Buch zeigt auch, wie wichtig eine stärkere Zusammenarbeit zwischen den Fachdisziplinen Architekturgeschichte und Sozialgeschichte ist, denn: Es werden im Grunde die gleichen Fragen gestellt, »nur« die Suche nach empirisch fundierten Antworten erfolgt noch auf sehr unterschiedlichen Wegen.

Adelheid v. Saldern, Hannover

Jeffrey Herf, *Reactionary modernism. Technology, culture, and politics in Weimar and the Third Reich*, Cambridge University Press, Cambridge 1984 (eig. 1985), xii, 251 S., Ln., £ 22.50.

Bei Herfs umgearbeiteter Dissertation an der Brandeis University handelt es sich um den ambitionierten Versuch, die Frage nach dem Stellenwert von Technik und Technologie im Nationalsozialismus und im Dritten Reich zu beantworten. Dieser Versuch muß teilweise als gelungen, teilweise aber auch als gescheitert gelten. Gelungen deshalb, weil Herf diese Frage überhaupt zum erstenmal in der Geschichtsschrei-

bung über das NS-Phänomen systematisch gestellt und innerhalb eines methodisch fest umrissenen Rahmens zu lösen versucht hat. Dabei geht er wie manche Forscher vor ihm davon aus, daß Technologie und Technik, sowie die dafür verantwortlichen Menschen, sowohl in der zeitgenössischen als auch in der neueren kritischen Forschung kaum eines Blickes gewürdigt worden sind, und wenn, dann dahingehend, daß sie auf oberflächliche Weise für die Realisierung nationalsozialistischer Endziele wohl nützlich, aber doch nicht zwingend notwendig gewesen seien. Herf zeigt ferner, daß diesen Sachkomplexen, aber auch ihren Urhebern oder Trägern wie Erfindern, Ingenieuren und Architekten schon deshalb kein Erklärungswert für die Entwicklung des NS zugemessen werden konnte oder durfte, weil die gültigen, in präfaschistische Zeit hineingreifenden Kausalmodelle traditionell mit Thesen bezüglich einer ausgeprägten Industrie- und Technikfeindschaft operiert haben. In der Tat, laut dieser gängigen Interpretation ließ sich die Pseudoromantik der nach vorindustriellen Zuständen trachtenden Nazis bisher, streng genommen, weder mit Panzern aus dem Ersten Weltkrieg, noch mit »Taylorismus«-Methoden Mitte der zwanziger Jahre, noch gar mit der Automobilistik des frühen Dritten Reiches so recht vereinbaren. Herf hat scharfsinnig erkannt, daß in einer solchen Schau der immerhin empirisch nachweisbare Autobahnbau nicht logisch einzuordnen ist, auch nicht die (rationalisierte?) Rüstung für den zweiten Krieg, und schon gar nicht die Persönlichkeit eines Fritz Todt oder Albert Speer. Daher ist es das unleugbare Verdienst seines Buches, daß er gerade innerhalb der sonst als rückwärtsgerichtet bezeichneten Front der Neokonservativen, die gemeinhin als geistige Wegbereiter des Nationalsozialismus geschildert werden, Persönlichkeiten als Liebhaber technischer Wirklichkeit oder technologischer Systeme auszumachen weiß, und zwar derart, daß er den früher postulierten Gegensatz zwischen romantisierter Vergangenheit und technischem Fortschritt vermeint auflösen zu können. Für diese Zwangsehe zweier Konzepte, die scheinbar entgegengesetzte Richtungen markieren, hat Herf die griffige Formel »Reaktionärer Modernismus« geschaffen.

Fürwahr, dies wäre ein wertvoller und vor allem origineller Beitrag zur Deutung des Nationalsozialismus, wäre seine Beweisführung in allem stichhaltig. Doch sehe ich mehrere Mängel. Zum ersten scheinen die vom Verfasser bemühten Hauptzeugen aus der Weimarer Republik, also dem Vorfeld des Dritten Reiches, nicht allesamt, und wenn, dann nicht in jeder Hinsicht, zu passen. Man kann sogar sagen, daß Herf, mangels geeigneterer Beweisträger, ein paar dieser Zeugen etwas sehr weit hergeholt hat. Am besten sticht noch Ernst Jünger, der ehemalige Stoßtruppführer, dessen fetischistische Obsession mit der Technik des Tötens und Getötetwerdens gewiß etwas von romantischer Schwärmerei einerseits und eiskaltem Fortschrittsglauben andererseits besaß. Doch Herfs Argumentation bezüglich der anderen Männer, etwa Oswald Spengler, Werner Sombart, Carl Schmitt oder Martin Heidegger, wirkt, so brillant sie auch sein mag, nicht sonderlich überzeugend, jedenfalls dann nicht, wenn man von den Hauptwerken oder Hauptsystemen dieser Denker ausgeht. Von Schmitt zum Beispiel hat Joseph Bendersky, der Autor einer aktuellen Analyse des politischen Kredos dieses Max-Weber-Schülers, unlängst gesagt, daß gerade er überhaupt nicht in Herfs Muster hineingehöre, da er gar kein »Romantiker« gewesen sei (*American Historical Review*, Dezember 1985, S. 1223).

Als zweiten Einwand gegen Herfs Thesen müßte man gelten lassen, daß der Konnex zwischen den von ihm benutzten Hauptfiguren und nationalsozialistischer Wirklichkeit nach 1933 in kaum einem Falle zutraf und daß selbst da, wo es ihn gab, der Verfasser den Beweis schuldig bleibt dafür, daß im Bereich der Technologie auf Partei oder Staat Einfluß ausgeübt worden sei. Beispielsweise waren Schmitt und Heidegger zwar Pgs., aber keiner von beiden hat sich unter Hitler als Ziehvater technischen Fortschritts oder von Technologien irgendwelcher Art hervorgetan; der Freiburger Philosoph zog sich ja auch verhältnismäßig früh zurück. Und was Jünger angeht, so befließigte er sich nach 1933 bis zu einem gewissen Grade noch einer technischem Fortschritt aufgeschlossenen Lebensführung, diente auch zugebe-

nermaßen in der sich Rationalisierungsdikta stets beugenden Wehrmacht, aber er war bekanntlich nicht in der Partei und von den Machthabern bald schlecht gelitten. Über Sombart, der 1941 73jährig starb, braucht man hier wohl kein Wort zu verlieren. Technologen aber der neuen Art, die den politischen Herrschaftsmodus sowie später den Kriegsführungsstil tatsächlich beeinflußt haben (ich nenne hier nur Todt, Speer sowie dessen Duzfreund, den fast gleichaltrigen Gesundheitskommissar – seit 1942 – Dr. Karl Brandt), lassen sich dagegen nicht als von der »reaktionären Modernismus«-Philosophie der zwanziger Jahre befruchtet bezeichnen.

Auch zur Benutzung der Literatur wäre noch Kritisches anzumerken. Die Quellenbasis hätte, selbst für eine ideengeschichtliche Arbeit, viel mehr in Richtung Primärmaterial (Nachlässe?) verbreitert werden können, aber selbst manches in Frage kommende Sekundärstück wurde nicht berücksichtigt (beispielsweise die aufschlußreichen Aufsätze über die NS-Zeit in den von Reinhard Rürup herausgegebenen Bänden zum Jubiläum der Technischen Universität Berlin). Klaus Theweleits wissenschaftlich fragwürdigem Doppelbuch über »Männerphantasien« hinwiederum wurde viel zu viel Gewicht beigemessen. Sonst fehlt aber auch zu Jünger, der am besten porträtiert ist, die exzellente Studie von Rolf Geissler, desgleichen sucht man vergeblich nach Alastair Hamiltons anregender Studie über die Anfälligkeiten gewisser Intellektueller für den Faschismus. Und hinsichtlich des »Idealismus« der SS (S. 133, Anm. 12) hätte ich nicht unbedingt zu Karl Dietrich Brachers Werk gegriffen.

Gleichwohl hat Herf bei allen Fehlern und Unstimmigkeiten doch noch einen neuen Weg gewiesen, der vielleicht von anderen, und mit etwas anderen Mitteln, völlig gangbar gemacht werden kann. So wäre er denn ein Pionier. Bei einer philologisch so fest verwurzelten Arbeit müßte man allerdings des Deutschen gänzlich mächtig sein. Dadurch, daß Herf eine erkleckliche Anzahl deutscher Vokabeln und Ausdrücke, die er im Text, in den Anmerkungen oder im Literaturverzeichnis bringt, als zum Teil unverständlich drucken ließ (»Gegenrat« – S. 5, Anm. 4; »Reichsgemeinschaft Technischewissenschaftlichen Arbeit« – S. 200; »Linieführung« – S. 205), wofür er nun wirklich nicht den renommierten Verlag verantwortlich machen kann, hat er sich leichtfertig dem Vorwurf ausgesetzt, die Sprache der Denker, deren Werke er da lesen mußte (Heidegger!), nicht immer richtig verstanden zu haben. Mit solch brüchigem Werkzeug sind große Thesenbauten eben nur mit höchster Vorsicht zu konstruieren.

Michael H. Kater, Toronto, Canada

Traute Rafalski, Italienischer Faschismus in der Weltwirtschaftskrise (1925–1936). Wirtschaft, Gesellschaft und Politik auf der Schwelle zur Moderne. Mit einem Vorwort von Gilbert Ziebura (= Schriften des Zentralinstituts für Sozialwissenschaftliche Forschung der Freien Universität Berlin, Bd. 45), Westdeutscher Verlag, Opladen 1984, 464 S., kart., 59 DM.

Diese im Rahmen eines größeren, an der Freien Universität Berlin durchgeführten Forschungsprojektes zur Außenpolitik der europäischen Großmächte in der Zwischenkriegszeit entstandene Dissertation will in erster Linie einen Beitrag zur Frage nach Kontinuität und Diskontinuität in der Geschichte Italiens im 20. Jahrhundert leisten. Die Verfasserin geht hierbei von der Arbeitshypothese aus, daß – so G. Ziebura in seinem Vorwort (S. 7) – »das faschistische Regime weder eine »Zäsur« noch eine »Parenthese« gewesen ist, sondern daß »die tiefen Eingriffe des faschistischen Staates in Wirtschaft und Gesellschaft, vor allem in Gestalt eines im Vergleich zu anderen Ländern stark expandierenden Staatssektors, die sog. »Wiederaufbauphase« [nach dem Zweiten Weltkrieg] entscheidend prädisponiert« haben. In den von der Verfasserin gewählten Untersuchungszeitraum fällt ein wichtiger, auf den Ge-